

Unverkäufliche Leseprobe



Sarah Bakewell
Das Café der Existenzialisten
Freiheit, Sein und Aprikosencocktails

448 Seiten mit 26 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-69764-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16551096>

INHALT DES BUCHES

Erstes Kapitel: Monsieur, wie schrecklich, Existenzialismus! 13

*in dem drei Freunde Aprikosencocktails trinken, einige Leute bis spät
nachts über Freiheit diskutieren und noch mehr ihr Leben ändern.
Außerdem fragen wir, was Existenzialismus ist.*

Zweites Kapitel: Zu den Sachen selbst 51

in dem wir die Phänomenologen kennenlernen

Drittes Kapitel: Der Zauberer von Meßkirch 67

*in dem Martin Heidegger auftritt und das Sein uns in Verlegenheit
bringt*

Viertes Kapitel: Das «Man», der Ruf 91

*in dem Sartre Albträume hat und Heidegger zu denken versucht, Karl
Jaspers bestürzt ist und Husserl zu Heroismus aufruft*

Fünftes Kapitel: Blühende Mandelbäume abweiden 119

*in dem Jean-Paul Sartre einen Baum beschreibt, Simone de Beauvoir
Ideen zum Leben erweckt und wir Maurice Merleau-Ponty und der
Bourgeoisie begegnen*

Sechstes Kapitel: Ich möchte nicht, dass man mich zwingt,
meine Manuskripte zu fressen 143

*in dem es zu einer Krise kommt, zu zwei heroischen Rettungsaktionen
und zu einem neuen Krieg*

Siebtes Kapitel: Okkupation und Befreiung 161

in dem der Krieg weitergeht, wir Albert Camus kennenlernen, Sartre die Freiheit entdeckt, Frankreich befreit wird, die Philosophen sich engagieren und alle nach Amerika wollen

Achtes Kapitel: Verwüstung 203

in dem Heidegger eine Kehrtwende vollzieht, viele sich von ihm abwenden und es zu unangenehmen Begegnungen kommt

Neuntes Kapitel: Studien nach dem Leben 237

in dem der Existenzialismus auf leibhaftige Menschen angewandt wird

Zehntes Kapitel: Der tanzende Philosoph 259

ein Kapitel, das Merleau-Ponty ganz für sich allein hat

Elftes Kapitel: Croisés comme ça 275

in dem die Existenzialisten um die Zukunft streiten

Zwölftes Kapitel: Mit den Augen der Benachteiligten 307

in dem wir Revolutionären und Außenseitern begegnen und Leuten, die nach Authentizität streben

Dreizehntes Kapitel: Wer einmal von der

Phänomenologie gekostet hat 337

in dem wir von einigen unserer Protagonisten Abschied nehmen müssen

Vierzehntes Kapitel: Eine unauslotbare Strahlkraft 357

in dem wir über die Strahlkraft nachdenken

Die Mitwirkenden 371

Dank 377

Anmerkungen 379

Bildnachweis 432

Literatur 433

Personenregister 446

WIE MACHT MAN PHILOSOPHIE AUS APRIKOSENCOCKTAILS?

Für Sartre kein Problem: Er machte Philosophie aus einem Schwindelgefühl, aus Voyeurismus, Scham, Sadismus, Revolution, Musik und Sex. Sarah Bakewell erzählt mit wunderbarer Leichtigkeit, wie der Existenzialismus zum Lebensgefühl einer Generation wurde, die sich nach radikaler Freiheit und authentischer Existenz sehnte.

Paris 1932, im Café Bec de Gaz sagt Raymond Aron zu seinem Freund Sartre: «Siehst du, *mon petit camarade*, wenn du Phänomenologe bist, kannst du über diesen Cocktail sprechen, und das ist dann Philosophie!» Der einfache Satz war die Geburtsstunde einer neuen Bewegung, die sich in Jazzclubs und Cafés verbreitete. Sie inspirierte Musiker und Schriftsteller, erregte Abscheu im Bürgertum und befruchtete Feminismus, Antikolonialismus und 68er-Revolution. Sarah Bakewell erzählt in diesem Buch erstmals die Geschichte der Existenzialisten. Im Mittelpunkt stehen die Antipoden Heidegger und Sartre, der eine in seiner Hütte im Schwarzwald dem Sein nachsinnend, der andere in Pariser Cafés wie besessen schreibend. Aber es geht auch um Husserl und Merleau-Ponty, Simone de Beauvoir, Albert Camus, Iris Murdoch, Colin Wilson und viele andere. Am Ende sterben die Protagonisten und verlassen das Café. Doch Sarah Bakewells meisterhafte Kollektivbiographie lässt sie wieder lebendig werden und uns teilhaben an ihren Gesprächen über das Sein, die Freiheit und Aprikosencocktails. *Santé!*



SARAH BAKEWELL

wurde im 20. Jahrhundert in Bournemouth an der Südküste Englands geboren. Als sie fünf Jahre alt war, nahmen ihre Eltern sie mit auf eine Weltreise, die sie überwiegend in einem VW-Bus

erlebte. Nach zwei Jahren ging der Bulli für einige Jahre an der australischen Küste in der Nähe von Sydney vor Anker, bis die Familie schließlich als Backpacker über den Pazifik und Amerika nach England zurückkehrte. Dort besuchte Sarah Bakewell diverse Schulen und studierte Philosophie an der University of Essex. Heute lebt sie als Schriftstellerin in London, wo sie außerdem Creative Writing an der City

University lehrt und für den National Trust seltene Bücher katalogisiert.

Sarah Bakewells geniale Biographie «Wie soll ich leben? oder Das Leben Montaignes in einer Frage und zwanzig Antworten» (C.H.Beck Paperback, 2016) wurde zu einem internationalen Bestseller. Sie wurde dafür mit dem *Duff Cooper Prize for Non-Fiction* und dem *National Books Critics Circle Award for Biography* ausgezeichnet. Das Buch stand außerdem auf der Shortlist für den *Costa Biography Award* und den *Marsh Biography Award*.



TEENAGE EXISTENTIALIST

Sarah Bakewell
über Sarah Bakewell



Ich war ein existenzialistischer Teenager. Es begann nach meinem sechzehnten Geburtstag, als ich mir mit dem Geld meiner Großmutter Jean-Paul Sartres Roman *Der Ekel* kaufte. Der Umschlag mit Salvador Dalís Gemälde eines giftgrünen Felsens mit einer darüber hängenden geschmolzenen Uhr hatte mich neugierig gemacht, ebenso der Klappentext, in dem es hieß, es sei ein «Roman über die Entfremdung des Menschen und das Rätsel des Seins». Ich wusste nicht genau, was am Sein rätselhaft sein sollte oder was «Entfremdung» bedeutete, obwohl ich damals selbst ein gutes Beispiel dafür war. Ich spürte einfach, dass das Buch für mich das Richtige war. Ich verbündete mich sofort mit dem Protagonisten Antoine Roquentin, der eine Provinzstadt am Meer durchstreift, auf Baumstämme und Kieselsteinchen starrt, vom schieren, amorphen Vorhandensein dieser Objekte angeekelt ist und verächtliche Bemerkungen über die Bourgeoisie macht. Das Buch inspirierte mich. Ich fing an, die Schule zu schwänzen und durch meine eigene Provinzstadt Reading zu streifen. Ich ging sogar in einen Park, um das Sein eines Baumes zu betrachten. Das gelang mir zwar nicht so ganz, aber ich beschloss immerhin, später Philosophie zu studieren, insbesondere diese merkwürdige Philosophie Sartres, die, wie ich erfuhr, «Existenzialismus» hieß.

STIMMEN ZUM BUCH

«Unterhaltsam und maßgeblich» *Roger Lewis, The Times*

«Sarah Bakewell bringt alle Voraussetzungen mit, um uns die Geschichte des Existenzialismus zu erzählen. ... Sie schreibt gut, mit leichter Feder und einem sehr angelsächsischen Humor und bietet faszinierende Einsichten.»

Andrew Hussey, The Guardian

«Sie hat den Dreh raus, wie man zentrale Ideen auf den Punkt bringt. ... Ihr Buch schlägt Schneisen durch ein philosophisches Dickicht, in dem sich die meisten auf sich alleine gestellt verlaufen würden.»

Julian Baggini, Financial Times

«Spannend und vergnüglich, ... angenehm und unterhaltsam.»

Philip Hensher, The Spectator

«Dies ist, Sie werden es erraten haben, kein 08/15-Buch über Philosophie, im Gegenteil: Es ist skurril, witzig, klar und leidenschaftlich. ... Sarah Bakewells Stimme hat einen natürlichen Charme. ... Nur wenige Autoren können komplizierte Ideen so leicht verständlich erklären.»

Craig Brown, Daily Mail

«Das Buch ist vollgepackt mit interessantem Stoff und reich an Atmosphäre. In seinem Zentrum steht ein klares Verständnis von der Verbindung zwischen Philosophie und Leben.»

Ruth Surr, The Wallstreet Journal

«Ein Werk voller tiefer Einsicht und Sympathie, das uns daran erinnert, wie spannend diese Denker sein können. Ein Page-Turner.»

Lorin Stein, The Paris Review

«Diese empfindsame, scharfsinnige und faire Darstellung der Existenzialisten endet damit, wie sie nacheinander sterben, und lässt mich mit dem Gefühl von Wehmut und Verlust zurück, das man nach der Lektüre eines großen Romans hat.»

Jane O'Grady, The Telegraph

«Brillant. Bakewell erklärt den Existenzialismus über die Lebensläufe seiner Vertreter. ... Das Buch belegt ihre Überzeugung, dass Ideen interessant sind, Menschen aber bei Weitem interessanter.»

Publishers Weekly

«Ein unverbrauchter, erfrischender Blick auf vielseitige Geister und einen einzigartigen Schauplatz.»

Kirkus Reviews

**«Mein Werk ist eher existenzialistisch als nihilistisch.
Mit Autoren wie Camus habe ich mich immer wohlgefühlt.»**

David Bowie

PRESSESTIMMEN ZU
«WIE SOLL ICH LEBEN? ODER DAS LEBEN MONTAIGNES
IN EINER FRAGE UND ZWANZIG ANTWORTEN»

«Glänzend konzipiert und vorzüglich geschrieben. Sarah Bakewell bringt eine neue Generation dazu, sich in Montaigne zu verlieben ..., enorm fesselnd, rühmend.» *James McConnachie, Sunday Times*

«Eine reizvolle Begegnung oder Wiederbegegnung mit dem großen Stoiker der Renaissance» *Joseph Hanimann, Süddeutsche Zeitung*

«Sarah Bakewell gelingt das Kunststück, Montaignes ›geplant planlose‹ Erkundungen exzellent vor Augen zu führen, und gleichzeitig den biographischen ... Hintergrund mit sicherer Hand einzubeziehen.»
Helmut Mayer, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Eine überragende, begnadete Einführung in den Meister!»
The Guardian

«Eine bezaubernde Einführung in Leben und Denken Montaignes und ein großes Lesevergnügen. Hier ist eine Autorin, deren Liebe zu ihrem Gegenstand ansteckend ist.» *Mark Lilla, The New York Review of Books*

«Eine Mischung aus Biographie und Alain-de-Bottonesker Lebensphilosophie, ... die erfreulichste Einführung in Montaigne in englischer Sprache, ... eine überzeugende Verbindung von Literatur und Leben.»
The Times Literary Supplement

«Montaigne hat hier die Biographie, die er verdient, und hätte seine Freude an ihrem unkonventionellen Aufbau.» *The Independent*

Erstes Kapitel

Monsieur, wie schrecklich, Existenzialismus!

*in dem drei Freunde Aprikosencocktails trinken, einige Leute
bis spät nachts über Freiheit diskutieren und noch mehr ihr
Leben ändern. Außerdem fragen wir, was Existenzialismus ist.*

Du kannst über diesen Cocktail sprechen, und das ist Philosophie!

Manche sagen, Existenzialismus sei mehr eine Stimmung als eine Philosophie und er lasse sich auf einige zum Weltschmerz neigende Romanciers des neunzehnten Jahrhunderts zurückführen; oder auch auf Blaise Pascal im siebzehnten Jahrhundert, dem die Stille des unendlichen Raums Angst machte; auf den heiligen Augustinus mit seinem radikalen Programm der Selbsterforschung und letztlich sogar auf das Alte Testament: den lebensmüden Prediger Salomo und Hiob, der es wagte, gegen Gottes Spiel mit ihm aufzubegehren, sich aber am Ende in sein Schicksal fügen musste.¹ Mit anderen Worten: der Existenzialismus habe mit all jenen zu tun, die unzufrieden, rebellisch oder der Welt und dem Leben entfremdet sind.

Doch man könnte die Geburtsstunde des modernen Existenzialismus auch auf einen Abend um die Jahreswende 1932/33 legen, an dem drei junge Philosophen im Café Bec de Gaz in der Pariser Rue Montparnasse zusammensaßen, Klatschgeschichten austauschten und Aprikosencocktails tranken, die Spezialität des Hauses.²

Am anschaulichsten wird die Geschichte später von der damals fünfundzwanzigjährigen Simone de Beauvoir erzählt, die die Welt mit vornehm verschleiertem Blick sehr genau beobachtete. In ihrer Begleitung war ihr Freund Jean-Paul Sartre, ein Siebenundzwanzigjähriger mit runden Schultern und wulstigen Zackenbarsch-Lippen, narbigem Gesicht, abstehenden Ohren und Augen, die in verschiedene Richtun-

gen schauten. Sein fast erblindetes rechtes Auge wanderte ständig nach außen: Exotropie, eine schwere Sehstörung. Für jemanden, der nicht darauf vorbereitet war, konnte die Unterhaltung mit ihm irritierend sein. Aber wenn man sich zwang, sich auf das linke Auge zu konzentrieren, stellte man fest, dass es einen warm und intelligent ansah: das Auge eines Menschen, der sich für alles interessierte, was man zu sagen hatte.

Sartre und Beauvoir hörten jetzt gewiss interessiert zu, denn der Dritte am Tisch hatte Neuigkeiten für sie. Es war Sartres lebenswürdig charmanter Studienfreund Raymond Aron, der wie er selbst die Eliteuniversität École normale supérieure absolviert hatte. Auch er war in den Winterferien nach Paris gekommen. Doch während Sartre und Beauvoir in der französischen Provinz unterrichteten – Sartre in Le Havre und Beauvoir in Rouen –, studierte Aron in Berlin. Jetzt berichtete er seinen Freunden von einer neuen Philosophie, die er dort kennengelernt hatte. Sie trug den komplizierten Namen Phänomenologie, ein Wort, so lang und dennoch von so klangvoller Eleganz, dass es schon für sich genommen eine Verszeile im jambischen Trimeter ergab.

Aron könnte Folgendes gesagt haben: Die Philosophen bisher haben abstrakte Theorien aufgestellt, für die deutschen Phänomenologen dagegen ist das Leben selbst Gegenstand der Betrachtung, das Leben, wie sie es erfahren, Moment für Moment. Sie klammern das meiste aus, was die Philosophie seit Platon beschäftigt hat: die Frage, ob die Dinge real sind und ob wir über irgendetwas sichere Erkenntnisse gewinnen können. Stattdessen weisen sie darauf hin, dass jeder, der diese Fragen stellt, immer schon hineingeworfen ist in eine Welt voller Dinge – voller «Phänomene», ein Wort, das im Griechischen so viel bedeutet wie «das, was erscheint». Warum also, so Aron weiter, konzentrieren wir uns nicht auf die Begegnung mit den Phänomenen und ignorieren einfach den ganzen Rest? Die alten Fragen müssen ja nicht für immer verworfen werden; man kann sie zurückstellen, um zunächst den Blick auf konkrete, handfeste Dinge zu richten.

Edmund Husserl, der Vordenker der Phänomenologen, hatte das Motto ausgegeben: «Zu den Sachen selbst!»³ Mit anderen Worten: Vergeude deine Zeit nicht mit Interpretationen, die den Dingen etwas zu-

Du kannst über diesen Cocktail sprechen, und das ist Philosophie!



*Jean-Paul Sartre und
Simone de Beauvoir im Café*

schreiben, und schon gar nicht mit der Frage, ob die Dinge real sind. Betrachte einfach nur *das*, was sich dir präsentiert, was auch immer *es* sei, und beschreibe es so präzise wie möglich. Der Phänomenologe Martin Heidegger gab der Sache einen anderen Dreh. Die Philosophen, sagte er, hätten bisher ihre Zeit mit zweitrangigen Problemen verschwendet und dabei vergessen, die wichtigste Frage überhaupt zu stellen: die nach dem Sein. Was bedeutet es für ein Ding zu *sein*? Was bedeutet es zu sagen, dass man selbst *ist*? Wenn man diese Frage außer Acht lasse, werde man nie irgendwohin kommen. Auch er empfahl die phänomenologische Methode: Ignoriere den Wirrwarr der Begriffe, und richte deinen Blick auf die Dinge, damit sie sich dir offenbaren.

«Siehst du, *mon petit camarade*», sagte Aron zu Sartre – «mein kleiner Kamerad» war seit der Studienzeit sein Spitzname für Sartre –, «wenn du Phänomenologe bist, kannst du auch über diesen Cocktail sprechen, und das ist dann Philosophie!»

Simone de Beauvoir schreibt, Sartre sei vor Erregung ganz blass geworden und wie elektrisiert gewesen. Sie spitzte die Geschichte zu,

indem sie behauptete, sie und Sartre hätten noch nie zuvor von der Phänomenologie gehört. In Wahrheit hatten sie bereits versucht, Heidegger zu lesen. Eine Übersetzung seiner berühmten Freiburger Antrittsvorlesung *Was ist Metaphysik?* war 1931 in derselben Nummer der Zeitschrift *Bifur* erschienen wie ein früher Aufsatz Sartres. Aber «wir erkannten ihre Bedeutung nicht», erklärt Beauvoir, «weil wir nichts davon verstanden».⁴ Jetzt sahen sie: Es war eine Art und Weise des Philosophierens, die philosophisches Nachdenken und gewöhnliche, gelebte Erfahrung miteinander verband.

Für diesen Neuanfang waren sie mehr als bereit. In Schule und Universität hatten Sartre, Beauvoir und Aron den strengen französischen Philosophielehrplan mit all den Grundfragen der Erkenntnis und endlosen Interpretationen der Schriften Immanuel Kants durchexerziert. Eine epistemologische Fragestellung zog eine andere nach sich wie bei einem Kaleidoskop, das immer wieder zum selben Ausgangspunkt zurückkehrt: Ich denke, dass ich etwas weiß, aber wie kann ich wissen, dass ich weiß, was ich weiß? Schwierige Probleme, und sinnlose dazu. Alle drei Studenten waren trotz ausgezeichneter Examen frustriert. Am allermeisten Sartre. Nach dem Abschluss deutete er an, er arbeite an einer neuen, «destruktiven Philosophie».⁵ Genauer verriet er nicht – aus dem einfachen Grund, weil er selbst es nicht genau wusste, denn über einen vagen Geist der Rebellion war er noch nicht hinausgelangt. Jetzt schien es, als wäre ihm jemand zuvorgekommen. Wenn Sartre bei Arons Nachricht erbleichte, dann vermutlich nicht nur vor Begeisterung.

Jedenfalls war es für ihn ein denkwürdiger Moment. Mehr als vierzig Jahre später sagte er in einem Interview: «Nun gut, das hat mich umgehauen, und ich habe mir gesagt: «Das ist endlich Philosophie.»»⁶ Simone de Beauvoir zufolge eilte er in den nächsten Buchladen und sagte sinngemäß: Geben Sie mir alles, was Sie über Phänomenologie haben, und zwar sofort! Aber das Einzige, was man ihm anbieten konnte, war ein schmaler Band von Husserls Schüler Emmanuel Lévinas, *Die Theorie der Anschauung in der Phänomenologie Husserls* (*La Théorie de l'intuition dans la phénoménologie de Husserl*). Bücher wurden damals noch mit unaufgeschnittenen Seiten verkauft. Sartre, ohne Papiermesser, riss die Seiten mit den Fingern auseinander und begann

Du kannst über diesen Cocktail sprechen, und das ist Philosophie!

zu lesen. Er ähnelte John Keats bei seiner Entdeckung von George Chapman's Homer-Übersetzung:

Da fühlt ich wie ein Himmelssucher mich,
Wenn ihm ein neuer Stern ins Fernglas schwebt;
Wie Cortez stolz, als er mit Adlerblick
Auf den Pazifik starrte – wild bewegt
Sahn ahnungsvoll die Männer zu ihm hin –
Schweigend, auf einen Berg in Darien.⁷

Sartre hatte keinen Adlerblick, und schweigsam war er auch nicht, wild bewegt aber ganz bestimmt. Angesichts seiner Begeisterung schlug Aron ihm vor, im Herbst nach Berlin zu kommen und sich dort, wie er selbst, am Institut Français anzumelden. Sartre könne dort Deutsch lernen, die Schriften der Phänomenologen im Original lesen und ihre philosophische Kraft aus erster Hand erfahren.

1933, das Jahr von Hitlers Machtübernahme, war gewiss nicht der optimale Zeitpunkt für einen Deutschlandaufenthalt, aber für Sartre war es die Chance, seinem Leben eine andere Richtung zu geben. Er hatte das Unterrichten an einem Gymnasium satt, er hatte satt, was er an der Universität gelernt hatte, und es verdross ihn, dass er immer noch nicht der geniale Autor war, der er seit seiner Kindheit hatte werden wollen. Um schreiben zu können, was ihm vorschwebte – Romane, Theaterstücke, Essays, einfach alles –, musste er erst einmal etwas erleben, das wusste er. Er hatte sich ausgemalt, sich in Konstantinopel mit Hafenarbeitern zu verbrüdern, auf dem Berg Athos mit Mönchen zu meditieren, in Indien Parias kennenzulernen oder mit Fischern vor der Küste Neufundlands den Stürmen zu trotzen.⁸ Vorerst jedoch war es Abenteuer genug, *nicht* in Le Havre Knaben zu unterrichten.

Sartre traf Vorkehrungen für einen Berlinaufenthalt, der Sommer endete, und im Herbst 1933 ging er als Stipendiat des Institut Français für ein Jahr nach Berlin. Bei seiner Rückkehr hatte er etwas Neues im Gepäck: die Methode der deutschen Phänomenologie und Ideen des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard und anderer – eine Mischung, der er durch seine literarische Sensibilität einen ganz eige-

nen, unverkennbar französischen Charakter verlieh. Er praktizierte die phänomenologische Methode aufregender und persönlicher, als es deren Erfindern jemals in den Sinn gekommen wäre. Damit wurde er zum Begründer einer Philosophie, die internationale Bedeutung erlangte, aber ihr Pariser Flair behielt: des modernen Existenzialismus.

Du bist frei, also wähle!

Sartres Brillanz lag darin, dass er die Phänomenologie tatsächlich zu einer Philosophie machte, in der es um Aprikosencocktails ging – und um die Kellner, die diese Cocktails servierten. Aber auch um Erwartung, Überdruß und Angst; um eine Bergwanderung; um die Leidenschaft für eine Geliebte, die begehrenswert erscheint, und die Gleichgültigkeit gegenüber einer anderen; um die Pariser Parks, das kalte Meer im herbstlichen Le Havre; das Gefühl, auf einem harten Polstersessel zu sitzen; um die breit und flach werdenden Brüste einer Frau, die sich auf den Rücken legt; den Nervenkitzel bei einem Boxwettkampf; einen Film, einen Jazzsong und den Blick zweier Fremder, die sich unter einer Straßenlaterne begegnen. Sartre machte Philosophie aus einem Schwindelgefühl, aus Voyeurismus, Scham, Sadismus, Revolution, Musik und Sex. Viel Sex.

Während die Philosophen vor ihm bedächtig Thesen und Argumente formuliert hatten, schrieb Sartre wie ein Romanautor, was keineswegs überrascht, denn er war ja einer. In seinen Romanen, Erzählungen und Dramen wie auch in seinen philosophischen Abhandlungen ging es um die physische Welterfahrung und um die Grundbedingungen und Stimmungen des menschlichen Lebens. Vor allem aber hatte er ein großes Thema: die Frage, was es bedeutet, frei zu sein.

Freiheit war für ihn der Kern jeder menschlichen Erfahrung und das, worin sich der Mensch von allen Objektarten unterscheidet. Dinge verharren an einem bestimmten Ort und warten darauf, woandershin gerückt zu werden. Wie Sartre glaubte, folgen selbst Tiere zumeist ihren Instinkten und den Verhaltensweisen, die für ihre Spezies typisch sind. Der Mensch jedoch besitze keine festgefügte Natur, sondern erschaffe sie erst durch das, was er zu tun beschließt. Gewiss,

er ist durch seine Biologie beeinflusst, durch seine Kultur und seine biographische Herkunft; all das jedoch fügt sich, so Sartre, nicht zu einem festen Ganzen, das ihn definiert. Der Mensch ist sich selbst immer einen Schritt voraus und erfindet sich erst im Verlauf des Weges, den er beschreitet.

Sartre fasste dieses Prinzip in einem einzigen Satz zusammen, der den Existenzialismus definiert: «Die Existenz geht der Essenz voraus.»⁹ Eine prägnante, aber nicht leicht verständliche Formel. Vereinfachend gesagt, bedeutet sie: Der Mensch ist in die Welt geworfen und muss sich – seine Natur, seine Essenz, sein Wesen – erst definieren; anderen Objekten oder Lebensformen ist dies niemals möglich. Wer glaubt, er könne anderen ein Etikett anheften und sie damit charakterisieren, verkennt die Situation, denn der Mensch ist etwas Unfertiges. Er erschafft sich erst durch sein Handeln. Das ist für Sartre die *Conditio humana* schlechthin, die Grundbedingung unseres Menschseins von dem Augenblick an, da wir uns unserer selbst bewusst werden, bis zu dem Moment, da der Tod dieses Bewusstsein auslöscht. Ich bin meine eigene Freiheit, nicht mehr und nicht weniger.

Das war ein aufregender Gedanke, und kaum hatte Sartre ihn (in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs) voll entwickelt, begann sein Stern aufzugehen. Er wurde gefeiert und als Guru umworben, er wurde interviewt und fotografiert, um Artikel und Vorworte geben, in Komitees berufen, im Rundfunk gesendet. Auch bei Fragen, die außerhalb seiner Kompetenz lagen, war er nie um Antworten verlegen. Auch Simone de Beauvoir schrieb Romane, Rundfunkbeiträge, Tagebücher, Essays und philosophische Abhandlungen, deren Grundgedanken denen von Sartre ähnelten, auch wenn sie vieles eigenständig und mit einem anderen Schwerpunkt entwickelte. Sartre und Beauvoir gingen gemeinsam auf Vortrags- und Lesereisen. Manchmal saßen sie auf thronartigen Stühlen, wie es dem König und der Königin des Existenzialismus zukam, und bildeten den Mittelpunkt der Diskussion.¹⁰

Wie berühmt er geworden war, erkannte Sartre am 28. Oktober 1945, als er für den Club Maintenant (dem «Jetzt»-Club) in der Salle des Centraux in Paris einen Vortrag hielt. Sowohl er als auch die Organisatoren hatten den Andrang unterschätzt. Der Ticketschalter wurde



Sartre im Café de Flore, 1945. Foto: Brassäi

gestürmt. Viele kamen ohne Eintrittskarte in den Saal, weil sie gar nicht bis zur Kasse gelangten. Im Gedränge gingen Stühle zu Bruch, und einige Zuhörer wurden ohnmächtig – es war ungewöhnlich heiß für die Jahreszeit. Im *Time Magazine* erschien ein Foto, untertitelt: «Der Philosoph Sartre. Frauen sanken in Ohnmacht.»¹¹

Die Veranstaltung wurde ein Riesenerfolg. Sartre, nur 1,53 Meter groß, war in der Menge kaum zu sehen, aber er hielt einen mitreißenden Vortrag, den er unter dem Titel *L'Existentialisme est un humanisme* auch in Buchform veröffentlichte. Dreh- und Angelpunkt seiner Aus-

führungen ist eine Geschichte, die seinen Zuhörern, die die deutsche Besatzung gerade hinter sich hatten, vertraut vorkommen musste. In ihr kristallisiert sich das Schockierende und zugleich Faszinierende seiner Philosophie heraus.¹²

Eines Tages während der Okkupationszeit, so erzählte Sartre, sei einer seiner Schüler zu ihm gekommen und habe ihn um einen Rat gebeten. Dessen älterer Bruder war 1940, noch vor der französischen Kapitulation, bei der deutschen Offensive getötet worden, sein Vater war zum Kollaborateur geworden und hatte die Familie verlassen. Der junge Mann war somit die einzige Stütze und der einzige Trost seiner Mutter. Dennoch drängt es ihn, nach England zu gehen, um sich den Freien Französischen Streitkräften im Exil anzuschließen und gegen die Nazis zu kämpfen – endlich ein richtiger Kampf und die Chance, seinen Bruder zu rächen, seinem Vater die Stirn zu bieten und bei der Befreiung seines Landes mitzuhelfen. Doch dann müsste er seine Mutter allein lassen, statt sie in dieser gefährlichen Zeit moralisch und materiell zu unterstützen. Er steht also vor der Frage: Soll er in einem Akt individueller Hingabe bei seiner Mutter bleiben, oder soll er sich dem Kampf anschließen und damit zum Nutzen der Allgemeinheit handeln?

Philosophen tun sich bis heute schwer, Antworten auf moralische Dilemmata dieser Art zu finden. Sartres Dilemma ähnelt einem bekannten Gedankenexperiment, dem Trolley-Problem: Eine Straßenbahn ist außer Kontrolle geraten und droht fünf Personen zu überrollen. Wenn man nichts unternimmt, werden diese fünf Menschen sterben. Verstellt man jedoch eine Weiche, die die Straßenbahn auf ein anderes Gleis umleitet, wird eine andere Person ums Leben kommen, die sich in diesem Moment dort aufhält. Was also tun? Soll man ganz bewusst den Tod eines Menschen in Kauf nehmen, um dafür das Leben von fünf anderen zu retten?¹³ Das Dilemma von Sartres Schüler könnte man als eine Variante des «Trolley-Problems» betrachten, allerdings kompliziert durch die Tatsache, dass er nicht sicher weiß, ob er mit seinem Aufbruch nach England tatsächlich jemandem hilft bzw. ob er das Leben seiner Mutter, sollte er sie allein lassen, wirklich in Gefahr bringt.

Sartre ging es nicht um eine Lösung dieses moralischen Konflikts auf dem traditionellen philosophischen Weg. Er forderte seine Zu-

hörer vielmehr auf, ganz konkret darüber nachzudenken: Wie ist es, vor einer solchen Entscheidung zu stehen? Wie soll ein verstörter, unschlüssiger junger Mann mit dieser Situation umgehen? Wer kann ihm helfen und wie? Doch Sartre dreht die Frage um: Wer kann ihm *nicht* helfen?

Bevor sich der junge Mann an Sartre wandte, hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich bei den etablierten moralischen Autoritäten einen Rat zu holen. Er erwog, einen Priester aufzusuchen, aber Priester waren oft Kollaborateure. Außerdem forderte die christliche Ethik nur ganz allgemein dazu auf, seinen Nächsten zu lieben und Gutes zu tun, ohne konkret zu sagen, wem der Beistand gelten sollte: der eigenen Mutter oder dem eigenen Land, Frankreich? Auch die Philosophen, mit denen er sich in der Schule beschäftigt hatte, die mutmaßlichen Quellen der Weisheit, hatten ihm in dieser konkreten Situation nichts zu sagen. Seine innere Stimme erteilte ihm widersprüchliche Ratschläge. (Ich muss bleiben; ich muss gehen; ich muss tapfer handeln; ich muss ein guter Sohn sein; ich möchte kämpfen, aber ich habe Angst zu sterben; ich werde ein besserer Mensch sein als mein Vater! Liebe ich denn mein Land nicht aufrichtig?) Nicht einmal auf sich selbst konnte er sich also verlassen. Als letzten Ausweg beschloss er, sich an seinen ehemaligen Lehrer Sartre zu wenden, der ihm zumindest keine abgedroschene Antwort erteilen würde.

Sartres Antwort lautet: Du bist frei, also wähle – und erfinde selbst das Gesetz deines Handelns! Es gibt keine Unterweisungen, keine Morallehre, die dir sagen könnten, was du zu tun hast. Keine der alten Autoritäten kann dir die Last der Freiheit abnehmen. So sorgfältig du moralische und praktische Überlegungen auch gegeneinander abwägst, letztlich musst du den Sprung wagen und «dein Engagement und deinen Entwurf in aller Aufrichtigkeit und bei klarstem Bewusstsein» wählen.

Sartre verrät uns nicht, ob der junge Mann seinen Rat als hilfreich empfand oder wofür er sich letztlich entschied. Wir wissen nicht, ob es ihn wirklich gab oder ob er ein Konstrukt aus verschiedenen Freunden oder sogar eine komplette Erfindung ist. Sartre wollte seinen Zuhörern sagen, dass sie so frei sind wie dieser junge Mann, auch wenn sie meist vor weniger dramatischen Entscheidungen stehen. Man mache

sich etwas vor, wenn man behauptet, das eigene Handeln sei von moralischen Werten oder psychischen Gegebenheiten, von realen Erfahrungen und Ereignissen bestimmt. Diese Faktoren mögen eine Rolle spielen, aber sie bilden lediglich die «Situation», in der man handeln muss. Selbst in einer unerträglichen Lage – wenn man vor der Hinrichtung steht, in einem Gestapo-Gefängnis sitzt oder eine Klippe hinunterzustürzen droht – ist man frei zu entscheiden, wie man mit dieser Situation gedanklich und praktisch umgeht. Man trifft seine Entscheidungen immer von dem Punkt aus, an dem man gerade steht. Und indem man wählt, wählt man, wer man sein will.

Ein schwieriger Gedanke, der einen leicht aus der Fassung bringen kann. Sartre bestreitet nicht, dass die Notwendigkeit, ständig Entscheidungen treffen zu müssen, beängstigend ist. Umso mehr, als das, was man tut, wirklich belangvoll ist. Man solle, so Sartre, seine Entscheidungen so treffen, als gälten sie für die gesamte Menschheit und als trage man für deren Verhalten die alleinige Verantwortung. Wer dieser Verantwortung ausweicht, indem er sich vormacht, er sei das Opfer widriger Umstände oder schlechter Ratschläge, verfehlt die Anforderungen des menschlichen Lebens. Er wählt eine Scheinexistenz fernab jeglicher «Authentizität».

Doch dieser beängstigende Anspruch birgt auch ein großes Versprechen. Sartres Existenzialismus verspricht, dass ein authentisches und freies Leben tatsächlich möglich ist, solange wir uns dieser Entscheidung stellen – das ist erschreckend und beglückend zugleich. In einem Interview brachte Sartre es auf den Punkt:

Es gibt keinen vorgezeichneten Weg, der den Menschen zu seiner Rettung führt; er muss sich seinen Weg unablässig neu erfinden. Aber er ist frei, ihn zu erfinden, er ist verantwortlich, ohne Entschuldigung, und seine ganze Hoffnung liegt allein in ihm.¹⁴

Ein Gedanke, der besonders nach Kriegsende 1945 Anklang fand, als die etablierten sozialen und politischen Institutionen fragwürdig geworden waren. In Frankreich und anderen Ländern hatten viele Menschen gute Gründe, die Vergangenheit mit ihren moralischen Kompromissen und ihren Schrecknissen hinter sich zu lassen und

einen Neuanfang zu suchen. Doch für diese Sehnsucht nach Erneuerung gab es auch tiefere Gründe. Sartres Botschaft fiel in eine Zeit, als ein Großteil Europas in Trümmern lag, die Existenz der nationalsozialistischen Todeslager bekannt geworden und Hiroshima und Nagasaki durch die Atombombe in Schutt und Asche gelegt worden waren. Der Krieg hatte den Menschen gezeigt, dass sie imstande waren, in die Barbarei zurückzufallen – kein Wunder also, dass die Idee einer vorherbestimmten menschlichen Natur erschüttert war. Die politischen und religiösen Autoritäten, ja sogar die Philosophen hatten keine gültigen Antworten mehr zu bieten. Hier jedoch war ein Philosoph ganz neuer Art, der dieser Aufgabe gewachsen zu sein schien.

Sartres große Frage Mitte der vierziger Jahre lautete: Wenn wir davon ausgehen, dass wir frei sind, wie können wir unsere Freiheit in einer so herausfordernden Zeit konstruktiv ausüben? In seinem Essay *Das Ende des Krieges*, der unmittelbar nach Hiroshima entstand und im Oktober 1945 veröffentlicht wurde, im selben Monat wie sein Vortrag, forderte er seine Leser auf zu wählen, in was für einer Welt sie leben wollen, und sich dafür zu engagieren. Von nun an, schrieb er, müssten wir uns stets vor Augen halten, dass wir über die Mittel zu unserer Selbstvernichtung, ja vielleicht zur Auslöschung des gesamten Lebens auf unserem Planeten verfügen. Wir selbst seien die Herren unseres Schicksals. Wenn wir weiterleben wollen, so Sartre, müssen wir uns bewusst für das Weiterleben entscheiden.¹⁵ Das war die Philosophie für eine menschliche Spezies, die sich selbst das Fürchten gelehrt hatte, nun aber vielleicht endlich bereit war, erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen.

Existenzialismus als Lebensform

Die Institutionen, deren Autorität Sartre in seinen Schriften und Vorträgen herausforderte, reagierten aggressiv. Die katholische Kirche setzte Sartres Gesamtwerk 1948 auf den Index der verbotenen Bücher: sein philosophisches Hauptwerk *Das Sein und das Nichts* ebenso wie seine Romane, Theaterstücke und Essays.¹⁶ Sie fürchtete zu Recht, dass sein Beharren auf der subjektiven Freiheit den religiösen Glauben

erschütterte. Simone de Beauvoirs feministische Schrift *Das andere Geschlecht* mit noch weitaus provokativerem Inhalt kam ebenfalls auf den Index. Aber nicht nur politisch konservative Kräfte lehnten den Existenzialismus ab, sondern auch viele Marxisten. Heute gilt Sartre als ein Apologet kommunistischer Regime, lange jedoch wurde er von der Kommunistischen Partei verunglimpft, denn: wenn die Menschen sich als freie Individuen verstehen, wie kann dann eine ordentlich organisierte Revolution stattfinden? Die Marxisten glaubten, die Menschheit sei dazu bestimmt, auf dem Weg über verschiedene Entwicklungsstufen ein sozialistisches Paradies zu erreichen. Dieses Konzept ließ wenig Spielraum für den Gedanken, dass der Mensch für sein Handeln persönlich verantwortlich ist. Ideologisch unterschiedliche Gruppen waren sich darin einig, dass der Existenzialismus – wie es in einem Artikel in den *Nouvelles littéraires* hieß – «eine widerliche Mischung aus philosophischer Anmaßung, nebulösen Träumen, physiologischen Detailfragen, morbiden Geschmack und zaghafter Erotik ist ... ein introspektiver Embryo, den man am liebsten zerquetschen würde». ¹⁷

Solche Angriffe konnten die Attraktivität des Existenzialismus für die rebellische Jugend nur erhöhen. Ab Mitte der vierziger Jahre war «Existenzialist» die Bezeichnung für jemanden, der freie Liebe praktizierte und bis spät nachts zu Jazzmusik tanzte. Wie die Schauspielerin und Nachtclub-Besucherin Anne-Marie Cazalis in ihren Memoiren schreibt: «Wenn man 1945, nach vierjähriger Besatzungszeit, zwanzig war, bedeutete Freiheit auch die Freiheit, erst um vier oder fünf Uhr früh schlafen zu gehen.» ¹⁸ Es bedeutete auch, dass man seine Eltern beschimpfen und die alte Ordnung in Frage stellen konnte, indem man sich über Rassen- und Klassenschranken hinwegsetzte. Als der Philosoph Gabriel Marcel den Mitreisenden im Zug nach Paris erzählte, er komme gerade von einem Vortrag über Sartre, rief eine Frau entsetzt aus: «Monsieur, wie schrecklich, Existenzialismus! Der Sohn einer Freundin von mir ist ein Existenzialist; er lebt mit einer Negerin in einer Küche!» ¹⁹

Die existenzialistische Subkultur der vierziger Jahre fand ihren Mittelpunkt in dem Viertel der Kirche Saint-Germain-des-Prés am linken Seine-Ufer. Von diesem Ruf zehrt dieses Viertel bis heute. Sartre

und Simone de Beauvoir wohnten hier jahrelang in billigen Hotels und saßen tagsüber in den Cafés, um zu schreiben, weil es dort wärmer war als in ihrem unbeheizten Hotelzimmer. Zu ihren Lieblingstreffpunkten gehörten das Café de Flore, das Café Les Deux Magots und die Bar Napoléon, die alle an der Kreuzung Boulevard Saint-Germain/Rue Bonaparte liegen. Der Besitzer des Café de Flore stellte ihnen sogar einen Raum im ersten Stock zur Verfügung, in den sie sich zum Arbeiten zurückziehen konnten, wenn neugierige Journalisten oder Gäste allzu aufdringlich wurden.²⁰ Trotzdem liebten sie, zumindest anfangs, den Trubel unten im Lokal. Sartre arbeitete gern in öffentlichen Räumen, wo es laut und hektisch zuging.²¹ Er und Beauvoir hielten Hof mit Freunden, Kollegen, Künstlern, Schriftstellern, Studenten und Geliebten, die, von Zigaretten- und Pfeifendunst eingenebelt, alle gleichzeitig redeten.

Von den Cafés zog man dann weiter in die Kellerlokale. Im Lorientais spielte Claude Luters Band Blues, Jazz und Ragtime; der Star des Club Tabou hingegen war der Trompeter und Romanautor Boris Vian. Man tanzte zu den hektischen Rhythmen und pulsierenden Bebop-Klängen einer Jazzcombo oder diskutierte in einer schummrigen Ecke über Authentizität, während man der rauchigen Stimme von Anne-Marie Cazalis' Freundin Juliette Gréco lauschte, die nach ihrer Ankunft in Paris 1946 eine berühmte Chansonnière wurde. Juliette Gréco, Anne-Marie Cazalis und Boris Vians Ehefrau Michelle Vian kontrollierten die Neuankömmlinge im Lorientais und im Tabou und verweigerten all jenen den Zutritt, die nicht in den Club zu passen schienen – auch wenn Michelle Vian zufolge jeder hereingelassen wurde, der «interessant aussah, das heißt, ein Buch unterm Arm hatte».²² Zu den Stammgästen zählten viele, die diese Bücher geschrieben hatten, insbesondere Raymond Queneau und sein Freund Maurice Merleau-Ponty, die durch Cazalis und Gréco die Welt der Nachtclubs entdeckten.

Juliette Gréco erfand den existenzialistischen Stil: langes, glattes Haar mit Stirnfransen, die «Frisur einer Ertrunkenen», wie der Journalist Pierre Drouin es nannte,²³ dazu dicke Pullis und Männerjacken mit hochgekrempelten Ärmeln. Gréco schrieb, ihre langen wilden Haare hätten sie in der Kriegszeit warm gehalten.²⁴ Dasselbe sagte Simone de Beauvoir über ihren Turban.²⁵ Existenzialisten trugen schlabbrige

Hemden und Trenchcoats, einige pflegten einen frühen Punk-Stil. Einer lief mit einem «völlig zerrissenen und zerlumpten Hemd herum», schrieb Drouin. Bald jedoch setzte sich der typische Exi-Look durch: der schwarze Rollkragenpulli.²⁶

Wie bei den Pariser Dadaisten und den Bohemiens früherer Generationen war in dieser subversiven Welt alles gut, was gefährlich und provokativ, und alles schlecht, was nett und bürgerlich war. Simone de Beauvoir erzählte eine Episode über den bettelarmen, alkoholabhängigen Maler Wols (Alfred Otto Wolfgang Schulze), den sie gut kannte. Er hing in der Szene herum und lebte von Almosen und Essensabfällen. Eines Tages saß er mit ihr auf der Terrasse einer Bar und trank ein Glas, als ein gut gekleideter Herr stehen blieb und ein paar Worte mit ihm wechselte. Als er gegangen war, erklärte Wols: «Ich bitte um Entschuldigung, dieses Individuum ist mein Bruder: ein Bankier!» Simone de Beauvoir amüsierte es, dass er im Ton eines Bankiers sprach, der zugeben muss, dass sein Bruder ein Clochard ist.²⁷

Reporter, deren Metier pikante Geschichten aus existenzialistischen Kreisen waren, interessierten sich besonders für das Liebesleben von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Es war bekannt, dass die beiden eine offene Zweierbeziehung führten. Ihre Partnerschaft sollte immer Vorrang haben, ihnen jedoch die Freiheit für Liebesaffären lassen. Und diese Freiheit nutzten sie ausgiebig. Beauvoir hatte im Lauf ihres Lebens mehrere länger andauernde Affären, unter anderem mit dem amerikanischen Schriftsteller Nelson Algren und dem französischen Regisseur Claude Lanzmann, der 1985 den neunstündigen Dokumentarfilm *Shoah* über den Holocaust drehte. Im Falle von Beauvoir legte die Öffentlichkeit zwar strengere moralische Verhaltensmaßstäbe an, aber die Presse mokierte sich auch über den notorischen Frauenverführer Sartre. 1945 wurde im *Samedi-Soir* behauptet, er locke Frauen in sein Schlafzimmer, indem er sie an einem Camembert riechen lasse.²⁸ (Guter Käse war 1945 schwer zu bekommen.)

In Wirklichkeit hatte Sartre keinen Käse nötig, um Frauen zu ködern. Betrachtete man Fotos von ihm, mag das erstaunen, aber sein Erfolg beruhte weniger auf seinem Aussehen als auf seiner intellektuellen Kraft und seinem Selbstbewusstsein. Er konnte mitreißend philosophieren, aber auch sehr unterhaltsam sein. Mit seiner schönen



*Boris Vian und Juliette Gréco
im Club Saint-Germain im
Pariser Stadtteil Saint-
Germain-des-Prés, 1949*

Stimme sang er «Ol' Man River» und andere Hits, er spielte Klavier und imitierte Donald Duck.²⁹ Raymond Aron schrieb über den Studenten Sartre: «Seine Hässlichkeit verschwand tatsächlich, sobald er zu sprechen anhub, sobald seine Intelligenz die Warzen und Wülste in seinem Gesicht unscheinbar werden ließ.»³⁰ Und Sartres Bekannte Violette Leduc sagte, sie habe ihn nie als hässlich empfunden, denn seine intellektuelle Brillanz ließ sein Gesicht erstrahlen. «Er besaß die Ehrlichkeit eines ausbrechenden Vulkans» und die «Freigebigkeit eines frisch gepflügten Ackers».³¹ Und als der Bildhauer und Maler Alberto Giacometti Sartres Porträt zeichnete, meinte er erstaunt: «Was für eine Dichte! Was für Kraftlinien!»³² Sartres Gesichtsausdruck war fragend und philosophisch, es ließ den Blick des Betrachters von einem asymmetrischen Zug zum anderen wandern. Sartre konnte anstrengend sein, langweilig jedoch war er nicht, und die Schar seiner Bewunderer wurde immer größer.

Für Sartre und Beauvoir war die offene Beziehung nicht nur ein Pakt, sondern auch eine philosophische Grundentscheidung. Sie wollten ihre Theorie der Freiheit *leben*. Das bürgerliche Ehemodell mit sei-



Jean-Paul Sartre mit Boris Vian und Simone de Beauvoir im Pariser Café Le Procope, 1950

ner strengen Rollenverteilung, den heimlichen Seitensprüngen, der Anhäufung von Besitz und dem Wunsch nach Kindern erschien ihnen unattraktiv. Sie hatten keine Kinder, sie besaßen wenig und hatten nie zusammengelebt, obwohl sie ihre Beziehung über alles stellten und fast täglich Seite an Seite arbeiteten.

Ihre Philosophie und ihr Leben waren nicht voneinander zu trennen. Politisches Engagement erschien ihnen unabdingbar, und sie nutzten ihre Zeit, ihre Kraft und ihren Ruhm, um die Anliegen anderer zu unterstützen. Jeder von ihnen hatte einen Kreis von Schützlingen, deren Karriere sie förderten und denen sie finanziell halfen. Ihre polemischen Artikel veröffentlichten sie in einer Zeitschrift, die sie 1945 zusammen mit Freunden gründeten: *Les Temps modernes*. 1973

wurde Sartre zum Mitbegründer der bedeutenden linken Tageszeitung *Libération*, die später auf eine moderatere Linie umschwenkte und fast bankrottgegangen wäre. Aber beide Blätter gibt es bis heute.

Das öffentliche Ansehen Sartres und Beauvoirs wuchs, und das Establishment versuchte, sie zu vereinnahmen, aber sie blieben ihrer intellektuellen Außenseiterrolle treu. Keiner von beiden machte eine im konventionellen Sinn akademische Karriere. Sie lebten von Lehraufträgen und von ihrer publizistischen Tätigkeit. Auch ihre Freunde waren Dramatiker, Verleger, Journalisten, Lektoren oder Essayisten, nur eine Handvoll arbeitete an der Universität. Sartre lehnte 1945 den Orden der Légion d'honneur für seine Aktivität im Widerstand und 1964 auch den Literaturnobelpreis mit der Begründung ab, ein Schriftsteller müsse unabhängig bleiben. Simone de Beauvoir wies den Orden der Ehrenlegion 1982 aus demselben Grund zurück.³³ 1949 schlug François Mauriac Sartre für die Académie française vor, was dieser selbstverständlich gleichfalls ablehnte.³⁴

Sein Leben und seine Philosophie seien eins, schrieb Sartre an Beauvoir.³⁵ An diesem Grundprinzip hielt er unverbrüchlich fest. Die Verknüpfung von Leben und Philosophie bedingte auch sein Interesse am Leben anderer Menschen. Er veröffentlichte eine Reihe innovativer Lebensbeschreibungen, unter anderem von Baudelaire, Mallarmé, Genet und Flaubert, sowie Erinnerungen an seine eigene Kindheit.³⁶ Simone de Beauvoir wiederum sammelte eigene Erlebnisse und Geschichten aus ihrem Freundeskreis, die in vier dicke autobiographische Bände eingingen; hinzu kamen ein Buch mit Erinnerungen an ihre Mutter und ein weiteres über ihre letzten Jahre mit Sartre.

Sartres Selbsterfahrungen bis hin zu seinen Verschrobenheiten fanden Eingang selbst in seine tiefgründigsten philosophischen Abhandlungen: die beunruhigenden Flashbacks seines Meskalin-Trips ebenso wie peinliche Situationen mit Geliebten und Freunden oder seine sonderbaren Obsessionen – ob es nun Bäume, klebrige Flüssigkeiten, Tintenfische oder Krustentiere waren. All das fügte sich dem Prinzip, das Raymond Aron an jenem Tag im Bec de Gaz verkündet hatte: «Du kannst auch über diesen Cocktail sprechen, und das ist dann Philosophie!» Gegenstand der Philosophie kann alles sein, was man erlebt.

...

Das Café der Existenzialisten

Die Geschichte, die ich hier erzähle, spielt im zwanzigsten Jahrhundert, und deshalb werden die frühen Existenzialisten Nietzsche und Kierkegaard nur gestreift. Auch die theologischen Existenzialisten und die existenzialistischen Psychotherapeuten werden nur am Rande erwähnt, obwohl sie so faszinierend sind, dass sie ein eigenes Buch verdient hätten. Andererseits haben Iris Murdoch, der englische Neoexistenzialist Colin Wilson, der streitbare Norman Mailer mit seiner Existenzialistischen Partei und der existenzialistisch geprägte Romancier Richard Wright aus ganz unterschiedlichen Gründen ihren Weg in dieses Buch gefunden. Und einige tauchen nur deshalb auf, weil sie im Leben der Existenzialisten eine interessante Rolle spielten: der Moralphilosoph Emmanuel Lévinas zum Beispiel, Herman Leo Van Breda, der wagemutig einen Nachlass rettete, oder der tschechische Phänomenologe Jan Patočka, der das politische Regime seines Landes herausforderte und dafür mit dem Leben bezahlte.

Die beiden Giganten dieser Geschichte sind natürlich Heidegger und Sartre. Wer *Sein und Zeit* und *Das Sein und das Nichts* kennt, mag überrascht sein, dass diese beiden Hauptwerke in kleinen Splittern in den Text gemischt werden wie Schokoladestückchen in einen Kuchenteig, statt am Stück, als ganzer Schokoriegel, dargeboten zu werden. Aber vielleicht haben sie auch nicht unbedingt am meisten zu sagen.

Alle diese Philosophen, zu denen auch Edmund Husserl, Karl Jaspers, Albert Camus und andere gehören, kommen mir vor wie die Teilnehmer einer vielsprachigen und vielschichtigen Unterhaltung, die über das gesamte zwanzigste Jahrhundert hinweg geführt wurde. Viele von ihnen sind einander nie begegnet. Trotzdem stelle ich sie mir gern in einem großen, trubeligen Café des Geistes vor, einem Pariser Café voller Leben und Bewegung, erfüllt von Gesprächen und Gedanken: definitiv ein Café, das bewohnt und in dem gelebt wird.

Schaut man durch die Fenster ins Innere, sieht man zunächst die bekannten Gestalten ihre Debatten führen. Sie ziehen an ihrer Pfeife und beugen sich vor, um ihrem Gegenüber den eigenen Standpunkt zu erläutern. Gläser klirren und Tassen klappern. Die Kellner gleiten zwi-

schen den Tischen hindurch. Vorne, in der größten Gruppe, sitzen ein dicklich wirkender Typ und eine elegante, turbantragende Dame mit ihren jüngeren Freunden zusammen, andere sind weiter hinten, an ruhigeren Tischen. Einige bewegen sich auf der Tanzfläche, andere haben sich in ein Zimmer im ersten Stock zurückgezogen und schreiben. Irgendwo erhebt jemand vor Empörung die Stimme, aber man hört auch das leise Gemurmel von Liebespaaren in den dunkleren Winkeln des Cafés.

Wir können eintreten und Platz nehmen. Vielleicht vorne, vielleicht in einer ruhigeren Ecke. Es gibt so viele Gespräche, denen man lauschen kann, dass man kaum weiß, wem man sein Ohr leihen soll.

Aber zuerst, bevor der Kellner kommt ...

Was ist das überhaupt, Existenzialismus?

Einige Bücher zu diesem Thema versuchen erst gar nicht, diese schwierige Frage zu beantworten. Die Hauptvertreter dieser philosophischen Strömung waren sich darüber derart uneins, dass alles, was man darüber sagen kann, immer irgendeiner Position Unrecht tut oder jemanden ausschließt. Außerdem ist nicht ganz klar, wer genau zu ihrem Kreis gehörte und wer nicht. Sartre und Beauvoir zählten zu den wenigen, die das Etikett für sich akzeptierten, aber auch sie wehrten sich zunächst dagegen.⁵⁶ Andere lehnten es ab, oft zu Recht. Einige der wichtigsten Protagonisten dieses Buches waren Phänomenologen und nicht Existenzialisten (Husserl, Merleau-Ponty) oder Existenzialisten, aber keine Phänomenologen (Kierkegaard); andere keines von beiden (Camus), und einige waren das eine oder das andere oder beides und änderten dann ihre Ansichten (Lévinas).

Trotzdem möchte ich versuchen zu definieren, was Existenzialisten tun. Ich stelle es hierher, als Referenz. Aber überblättern Sie es ruhig zunächst einmal, und greifen Sie bei Bedarf später darauf zurück.

- Existenzialisten beschäftigen sich mit der *individuellen, konkreten menschlichen Existenz*.

Was ist das überhaupt, Existenzialismus?



Das Café de Flore 1939. Unter den Gästen befindet sich auch Picasso. Foto: Brassäi

- Sie unterscheiden die menschliche Existenz von der Existenz anderer Wesen und Dinge. Diese sind das, was sie sind, der Mensch jedoch ist das, was er aus sich zu machen entschlossen ist, und zwar in jedem Augenblick seines Lebens. Der Mensch ist *frei* – und damit ist er *verantwortlich* für alles, was er tut: eine schwindelerregende Erkenntnis, und sie weckt eine *Angst*, die mit der menschlichen Existenz untrennbar verbunden ist.
- Andererseits ist der Mensch nur frei in *Situationen*, das heißt in einem Umfeld, das bestimmt ist von seiner eigenen Biologie und Psychologie sowie von den physischen, historischen und sozialen Variablen der Welt, in die er geworfen ist.
- Trotz der Beschränkungen will er immer mehr: Er ist leidenschaftlich involviert in persönliche *Projekte* aller Art.
- Die menschliche Existenz ist damit *ambivalent*: sie verläuft in engen Grenzen, überschreitet sie aber auch und ist beglückend.
- Ein Existenzialist, der gleichzeitig *Phänomenologe* ist, stellt für die

Behandlung dieser *Conditio humana* keine einfachen Regeln auf, sondern *beschreibt* die gelebten Erfahrungen, wie sie sich ihm präsentieren.

- Durch die genaue Beschreibung seiner Erfahrung hofft er, die menschliche Existenz zu verstehen, und fordert uns auf, ein *authentischeres* Leben zu führen.

Kehren wir jetzt also ins Jahr 1933 zurück, zu dem Moment, als Sartre nach Deutschland fuhr, um die neuen Philosophen kennenzulernen, die ihn aufforderten, seine Aufmerksamkeit dem Cocktail auf dem Tisch und allem anderen zuzuwenden, mit dem ihn das Leben konfrontierte – kurzum, den Sachen selbst.